

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 68.

Dienstag, 21. März.

1916.

(14. Fortsetzung.)

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraff.

Blumen verwelken und schöne Kleider verblässen, und die Liebe verwohnter junger Herren erkaltet schnell. Im vornehmen Brüssel sieht die Liebe wohl feiner und liebenswürdiger aus als die, die in den engen Gassen des Quartier des Marolles zu Hause ist. Aber ob diese Liebe nicht ehrlicher und treuer ist? Ob die armen Marolliens, die Domke nach seinem Buche die Glenden nannte, nicht noch bessere und glücklichere Herzen hatten als die Reichen und Vornehmen? Wie ist sie doch schon so alt und nüchtern geworden, daß sie wieder nach dem zurückverlangt, was ihr früher wie ein düsteres Gefängnis erschienen ist, daß sie schon weiß: es gibt gar kein Märchenland, kein Glück und keine reine unvergängliche Liebe. O, beinahe so klug wie ihre Großmutter ist sie schon! Das verdankt sie René, der hat sie das alles gelehrt. Wenn sie ihn nicht so lieb gehabt hätte, sie müßte ihm wohl noch dankbar sein für diese guten Lebenslehren. Aber sie hat ihn zu lieb gehabt! Er dagegen hat wohl nur Spaß gehabt an ihrer naiven Treuherzigkeit und ihrem kindischen Entzücken an all dem Schönen, das er ihr schenkte und zeigte. Denn so lange sie ihm noch neu und belustigend war, hatte er sie unermüdlich ausgeführt, überall hin, wonach ihr der Sinn gestanden hatte. Und für das Palais d'Été war sie ihm sogar zu schade gewesen. Ach, damals war sie so jung und dumm gewesen und hatte in seine Worte einen herrlichen, solchen Sinn gelegt. Jetzt wußte sie ganz genau, daß auch da nur das eitle Selbstgefühl aus ihm gesprochen hatte. Zu schade war sie ja für einen solchen Ort nur, weil sie kein Eigentum war. Nicht weil er sie mit der tiefsten Liebe liebte, die schüßend die Hände über die Geliebte breitet, deren Reinheit ihm heilig ist. So hat sie nur einer geliebt, dem sie damals töricht gezürnt hat wegen seiner kühlen Zurückhaltung. Jan l'Grand, dem war sie in Wahrheit zu schade gewesen. „Ich habe dich lieb“, hatte er ihr geantwortet, und hatte sie nicht mit sich genommen, wie sie gebeten hatte, und hatte ihr die verlangenden Lippen nicht geküßt. Fleur de Marie hatte er sie genannt. Jetzt ist sie beloben genug, des Namens Bedeutung zu verstehen. Ja, wäre sie nur in ihrer düsteren Gartenecke gelieben, die arme Fleur de Marie, aber sie hatte in den Sonnenschein hinaus getollt, und der verstreut so kleine Schattenblüten. Nun ist sie heimatlos, nichts gehört ihr mehr von den Dingen um sie her, nicht der Teppich, auf dem sie liegt, nicht das Kleid an ihrem Beibe und nicht der Hund, in dessen weiches Fell sie ihr heißes, tränennasses Gesicht wühlt.

„Ja, Jan, du gehörst ihm auch, und eines Tages, wenn du ihm lästig wirst, wird er dich verkaufen, und dann wirst du todumklüßelt sein, weiß du ihm gut bist in deinem treuen Hundeherzen. O, warum ist er immer gut und freundlich gegen uns gewesen, warum hat er uns nur gestreichelt? O, hätte er uns lieber geschlagen und getreten, Jan, daß wir beizeiten verlernt hätten, ihn zu lieben!“

Aber sie will nicht warten, bis er selbst kommt und ihr mit beleidigenden Vorschlägen die letzte bitterste

Schmach antut. Sie will gehen, heute noch, René wird froh sein, wenn er kommt, um seinem Vogel die Käfigtür zu öffnen, diesen schon entflohen zu finden. So erwartet sie ihm jede Mühe und peinliche Unannehmlichkeit und gibt ihn frei für seine Frau. Für die Fremde, die ihn nicht lieben kann wie sie, die ihren René gar nicht kennt, und die doch fortan alle Rechte auf ihn hat. Sie aber, die ihn lieb hat, wird sich wegschleichen. Kleine Mädchen müssen stark sein, o, so stark, sagte die Großmutter damals, als sie um Miefen weinte und vor Schmerz glaubte vergehen zu müssen, weil etwas so Entsetzliches im Leben vorkommen konnte. Nun hat das Leben ihr selbst die schwerste Last auf die Schultern gelegt, und sie muß aufstehen damit und sich davonschleichen. Aber erst muß sie das seidene Kleid ausziehen. Oben auf dem Boden in einer Kiste fieden die alten Lumpen noch, in denen sie René zum erstenmal begegnet ist. Die wird sie wieder anziehen, denn die gehören ihr. Ja die und das kleine schwarze Buch, das Jan l'Grand ihr geschenkt hat, das gehört ihr auch.

Sintje stand mühsam auf. Gebengt ging sie aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen. „Kleine Mädchen müssen standhaft sein.“

Siebentes Kapitel.

Wo sollte sich Sintje hinwenden? Das Leben war noch lang. Unbewußt hatten ihre müden Schritte sie in der Richtung nach dem Quartier des Marolles, ihrer alten Heimat, getragen.

Aber sie getraute sich nicht heim. Sie hatten nie Mitleid gehabt mit der armen Nettele Berle Amour, die vom Quartier des Marolles.

„Geschieht ihr recht, der ehrlosen Dirne, warum hat sie sich dem Reichen verkauft!“ schrien sie.

In ihrem Buche stand der Name von Jans Mutter. „Wenn du in Not kommst, geh zu meiner Mutter, die wird dich nicht abweisen“, hatte Jan ihr gesagt. Aber sie schämte sich vor Jans Mutter. Nein, zu der vornehmen Dame, die sie mit klugen, fragenden Augen anschauen würde, zu der konnte sie nicht gehen. Das konnte sie nicht.

Vor ihr lag das Volkshaus. Hoch und schmucklos. Da hinein gingen die Glenden, die Unzufriedenen, alle, die schwer am Leben trugen, alle, die einen Groll im Herzen hatten. Da drin hingen die schrecklichen Bilder, die Menschen mit den verhungerten Gesichtern, den sterbenden Weibern und Kindern. Als Kind hatte sie voll Abscheu von ihnen wegesehen. Jetzt war sie schon klüger geworden und würde die Bilder voll verstehenden Mitleids ansehen. Und der große Christuskopf würde ihr keine Märchenerscheinung mehr bedeuten, und es würde sie nicht länger wundernehmen, daß er mit so ernsten, traurigen Augen in die Welt sah. Das Volkshaus war für die Armen, die Unterdrückten, die Hilfsbedürftigen errichtet; wenn sie hoffen konnte, irgendwo freundliches Erbarmen zu finden, so war es gewiß hier. Und der Portier würde sich ihrer erinnern, er hatte sich immer freundlich gezeigt, wenn sie mit Domke kam,

um einen Band von Viktor Hugos „Misérables“ gegen den nächsten umzutauschen. So wollte sie denn am Hause der Sozialisten anklopfen und um Arbeit und Obdach bitten.

Ja, der Portier erinnerte sich des kleinen Fintje wohl, des vorlauten, hageren, beweglichen Geschöpfchens, das sich unterdessen zu so einem erstaunlich schönen und blühenden Mädchen ausgewachsen hatte. Er stellte viele neugierige Fragen, die Fintje nur mühsam und leise beantwortete. Und er wies die Bettelnde nicht ab. Er schickte eine der zwei alten Pufffrauen weg, um Fintje an ihre Stelle treten zu lassen. Nun rutschte sie auf den Knien über den unsauberen Boden der langen Gänge und tauchte die feinen ringlosen Hände in das schmutzige Wasser ihres Eimers und rang wieder und wieder das rauhe Bodentuch aus. Rücken und Arme schmerzten sie, denn sie war das Arbeiten nicht mehr gewöhnt. Die Haut ihrer Hände wurde rot und rauh von der häufigen Verührung mit dem kalten Wasser. Doch darüber besagte sich Fintje nicht. Die körperlichen Schmerzen der Arbeit übertäubten wohlthätig das innere Weh.

Des Abends wurde das Volkshaus lebendig, da mußte Fintje ihre Arbeit einstellen. Die langen Gänge, die Treppen die Säle füllten sich mit sozialistischen Vereinsmitgliedern, mit redogewandten Agitatoren, mit revolutionär gesinnten Arbeitern, mit unzufriedenen Faulenzern, versteckten Verbrechern, ehrlich Hungernden. Unter all dem Volke konnte auch Domke sein. Denn Domke war ja unter die Sozialisten gegangen, wie das Zitronenwäse ihr gesagt hatte. Sie hatte den Portier nach ihm gefragt. Der hatte die Schultern gezuckt. „Mag wohl sein! Wie soll ich unter den Tausenden einen einzelnen herausmerken?“

Aber Fintje glaubte, ihr könne es nicht schwer fallen, die schwächliche, ärmliche Erscheinung unter den Tausenden herauszufinden. Sie drängte sich verstohlen in den großen Festsaal. Sie schlich hinter den vielen erregten Menschen die eiserne Wendeltreppe auf die große Plattform des Daches hinauf. Da standen, an die eiserne Brüstung gelehnt, die Unzufriedenen, die hitzigen Weltverbesserer und schauten auf das große mondüberstrahlte Brüssel hinab. Wandervelde hatte gesprochen, er hatte ihnen klar auseinandergesetzt, welche Reformen für ihre Wohlfahrt nötig wären. Wandervelde war ihr Freund, er wußte, was ihnen fehlte, und was ihnen not tat. Er sprach und sprach, Worte aber helfen wenig. Zu langsam geht es vorwärts mit bloßen Worten als Waffen. Ihre Weiber warteten, und ihre Kinder streckten hungrig die Hände aus. Hatten sie nicht sehnliche Wäpfe, waren das nicht mächtigere Waffen als Worte? Hatten sie nicht ihren großen, ehrlichen Born? Da unten, zu Füßen des Volkshauses, krochen die armfeligen, altersschwachen Häufel umeinander wie eine bedrängte führerlose Herde. Von hier oben konnten sie in all die krummen, engen Gassen und Gänge und Höfe sehen. Das war ihre Heimat. Sie wußten, was sich da schaundernd regte an heimlichem Elend und gezwungenem Verbrechen. Weil es ihnen am Nötigsten fehlte, am Raum und Luft und an der großen Hauptsache: am Gelde! Da draußen aber dehnte sich das stolze, weite Brüssel aus, das Brüssel der Reichen und Glücklichen. Warum sollten die einen darben und die anderen im Überfluß schwelgen? Handelten sie nicht im Namen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, wenn sie in diese stolzen Viertel stürmten und sich mit ihren Fäusten die Welt zurechtbrachten, die Reichen ärmer und die Armen reicher machten? Wer wollte es ihnen wehren, in die schlafende Stadt einzufallen und ihre Arbeit zu beginnen? Wer? Was es nicht zu ihren Füßen groß, still, hilflos, das stolze Brüssel?

Die Männer, die auf solche Weise Ausschau hielten vom Dache des Volkshauses, sahen einander fragend in die Augen und wieder hinab auf die Stadt und ergriffen schon mit heißhungrigen Blicken Besitz von dem lichtbestrahlten Städtemeer. Doch die gierigen Blicke prallten ab an einer dunklen Wand, die sich groß und undurchdringlich vor ihnen aufstürmte und die freie

Aussicht hemmte: die altersgraue Gasse de la Chapelle. Sie wankte und wich nicht die alte Kirche; in behäbiger Hartnäckigkeit schaute sie die erregten Menschen an. Die wandten sich ab und sahen nach Osten, aber auch hier wurden ihre Blicke zurückgeschreckt von einem anderen nahen, dräuenden, übermächtigen Hindernis: dem Justizpalast. Wie furchtlose Riesen ragten diese beiden großen Wächter der Stadt aus dem stillen, weiten, schlafenden Häusermeer auf, die alte Kirche und der Justizpalast.

Unbeachtet huschte Fintje in dem aufgeregten Menschenhaufen oben auf dem Dache des Volkshauses umher, aber Domke entdeckten ihre suchenden Augen nicht unter diesen lauten, tatendurstigen Jüngern Wanderveldes.

Nun stieß sie das Volkshaus, das allbemutternde, doch wieder aus. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr und wußte sich keinen Zufluchtsort in dem großen Hause. Da war kein Winkel, wohin er ihr nicht nachgeschlichen wäre. Bräde Empfindsamkeit aber stand ihr schlecht an. Er glaubte ja, ihr eine große Ehre anzutun mit seinen hartnäckigen Werbungen, der geachtete Portier. Mußte sie nicht dankbar sein, noch einem Menschen zu begegnen, der sie nicht rücksichtslos nur zu kurzem Genuß an sich reißen wollte, sondern versprach, sie zeitlebens wie sein angetrautes Weib hochhalten zu wollen, wenn ihm auch seine Überzeugungen nicht erlaubten, nach dem Brauch veralteter Gesetzesformeln und kirchlichen Götzenpokus die Trauung zu vollziehen?

„Mein Wort bindet mich fester als das Gesetz, fester als das Gebot eines eingebildeten Gottes“, sagte der Portier. Er war ein gebildeter, in seinen aufgeklärten Ansichten vorgeschrittener Mann.

Fintje aber nahm ihr kleines Buch, steckte es in die Tasche ihres ausgewachsenen Röckchens und ging wieder hinaus — auf die Straße.

Kein Drangenford hing ihr mehr am Arm, dennoch klang es ihr jetzt wieder in den Ohren, das alte, früher so oft gehörte, drängende, grausame: „Weiter, Kleine, weiter!“ Sie aber sehnzte sich müde nach einer Rast.

Es war wohl das Fest irgendeines Heiligen heute; die alte Kirche hielt Gottesdienst. Ihre Türen standen gastlich offen für jeden, Reiche und Arme, Besitzende wie Heimatslose.

So eine Kirche ist wie eine gütige, zur Verzeihung immer bereite, gnadenreiche Mutter, dachte Fintje, die selbst mutterlos hatte aufwachsen müssen. Und zaghaft schlich sie zu der Kirchthür hinein.

Von der Feierlichkeit des schwach erleuchteten Raumes ergriffen, blieb sie erst eine Weile an die Mauer gelehnt stehen, bis sie sich getraute, weiter vorzudringen und auf einem der vielen Betsitze niederzuknien. Sie legte das Kinn auf die gefalteten Hände, doch sie betete nicht wie die anderen, in den endlosen Stuhlreihen spärlich verstreuten Andächtigen. Wie hätte sie es auch anstellen sollen? Sie hatte doch keinen Rosenkranz!

Ihre schwarzen Augen schielten unter der rotgoldenen Haarmähne vor, neugierig und scheu zugleich, in alle Winkel und Tiefen der Kirche.

Diese bunte, geheimnisvolle Welt mutete sie fremd an nach der schmucklosen Nacktheit des Volkshauses.

Hinter ihr sangen aus geheimnisvoller Höhe Knabenstimmen in das weißbrauchdurchzogene Kirchenschiff herunter. Und vor ihr am ferneumstrahlten Hochaltar mochten sich die Priester in ihren bunten Gewändern lautlos zu schaffen. Was sie da so emsig betrieben, wurde Fintje trotz scharfem Hinschauen nicht klar, aber sicher war es etwas überaus Heiliges, Wichtiges.

Neben ihr kniete ein gebücktes altes Mütterchen, die welken Hände, die den Rosenkranz hielten, zitterten wie die gebetummelnden Lippen, ihr verschrumpftes Gesicht drückte grenzenlose Ehrfurcht aus.

„Sie sieht aus, als erwarte sie im nächsten Augenblick von der heiligen Jungfrau selbst in den Himmel hinaufgerückt zu werden“, sagte sich Fintje, und sie senkte nun selbst besänftigt die neugierigen Augen.

„O, wohl mag dem Mütterlein ehrfürchtig zumute sein! Knien sie nicht in des geheimnisvollen Gottes eigener Nähe? In den bläulichen Weihrauchwolken schwebt er um sie, in den feierlichen, gelben Kerzenflammen atmet er, in den goldenen Gefäßen, mit denen die Priester hantieren, ist er. Und nun das silberne Glodenzeichen, bei dessen Klang alle Väter ihre gesenkten Köpfe noch tiefer neigen. Ja, dieses feine Klingeln, das ist das Wichtigste von allem, das zeigt Gottes unmittelbare Nähe am deutlichsten an. Und da getraut sie sich, Fintje, ruhig knien zu bleiben, so dicht bei Gott?“

Dunkel und verworren waren Fintjes religiöse Begriffe, niemand hatte sich die Mühe gegeben, sie tiefer in die christlich-katholische Lehre einzunweihen. Sie wusste nur, daß der sogenannte liebe Gott in seinem strahlend blauen Himmel über den Wolken wohnte, zusammen mit der heiligen Jungfrau und dem kleinen Jesuskinde und den vielen Heiligen mit den schweren Namen, die alle viel besser mit den armen Menschen standen als der liebe Gott selbst, der immer gleich ans Richten und Strafen dachte. Und dann gab es neben all den wichtigen Personen da oben noch eine große Menge von Engeln in weißen Kleidern mit langen Flügeln, die eigentlich gar nichts zu tun hatten und von niemand angebetet wurden, ihr aber von all den schwankenden Himmelsgestalten die sympathischsten waren, ihres schönen, weißen Aussehens halber.

Aber nun spürte Fintje deutlich, daß es etwas ganz Gefährliches, Gewagtes sei, so unmittelbar unter Gottes Augen zu knien. Das Herz begann ihr angstvoll zu klopfen, und immer demütiger sank sie in sich zusammen. Sie hatte sicher kein Recht, hier zu knien! Wenn die Priester wüßten, wer sie war, käme wohl einer heran und sagte ihr: „Dies ist kein Ort für dich, mach schnell, daß du weiterkommst, Fintje!“ Aber die Priester sahen nicht zu ihr her. Wie sie die Polizisten oft hintergangen hatte, so hinterging sie jetzt die Priester und sogar den lieben Gott, indem sie hier kniete wie die anderen, die gewiß alle ein gutes Recht dazu hatten.

Der Gedanke machte sie traurig und ängstlich. Jedemal, wenn das Glodenzeichen wieder ertönte, schrak sie schuldbehaftet zusammen. Trotzdem mochte sie nicht davonlaufen aus diesem leisen, heimlichen Raum hinaus auf die kalte Straße. Sie hätte so gern bleiben mögen, aber nicht wie ein betrügerischer Eindringling, sondern als eine freundlich Gebudete. Vielleicht war der liebe Gott gar nicht so streng und unerbittlich und grausam, wie ihn die Großmutter immer darstellte. Vielleicht hätte er Mitleid mit ihr und nähme sie gütig bei sich auf, wenn sie ihm alles von sich erzählte, die ganze Wahrheit.

Das ehrfürchtige Weiblein neben ihr richtete sich jetzt von den Knien auf.

Da sagte Fintje sie noch schnell an Aunel. „Lut Ihr's auch? Geht Ihr beichten da drüben in den Stuhl hinein? Sagt Ihr alles, alles? Und macht es den lieben Gott nicht böse?“

Die Alte sah sie still, ohne Verwunderung an. „Weichte du nur, Kind“, sagte sie einfach. „Es tut gut. Unser lieber Herrlind verzeiht viel. Und hernach ist es dir wieder leichter ums Herz. Weichte du nur.“

„Gleich nach euch will ich's tun“, flüsterte Fintje atemlos. Ihre Augen folgten in erregter Spannung der wackligen kleinen Gestalt der Alten, wie sie sich nach dem Beichtstuhl schleppte, in die Nische einbuckte und ihren Mund an das Holzgitter preßte. Wenn sie wieder aufstand, würde sie, Fintje, hingehen und die leergerordene Stelle einnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Was der Vorfrühling uns an Gemüse und Salat schenkt.

Von W. Rothe.

Wenn im März das Wetter milder wurde, die Erde aufgetaut war und die Sonne schon recht warm schien, dann begannen für uns Kinder auf dem Lande die vergnügliche Zeit des Salat- und Gemüsesuchens in den Wiesen und auf dem Feldern. Stundenlang gingen wir dann, mit einem Korb und einem kleinen, alten Küchenmesser bewaffnet, und suchten nach essbaren Dingen, die Abwechslung in das tägliche Einerleib der Winterkost bringen sollten. Vielleicht ist in diesen harten Kriegszeit, da wir alles nach Möglichkeit ausnützen müssen, den Hausfrauen ein Hinweis willkommen, was wir alles suchten und fanden.

Da war zunächst der Löwenzahn, auch Gierpelsch genannt, der am frühesten in den Wiesen erschien. Eifrig spähend gingen wir über die noch winterlichen Wiesen, bis wir plötzlich ein ganzes Nest der kleinen Pflanzen entdeckten und uns jauchzend darauf stürzten. Sorgfältig wurden die kleinen, gezackten Blättchen auseinandergehoben und nachgesehen, ob auch eine Blütenknospe darin war, die wie ein kleiner Knopf ganz possierlich in der Mitte saß. Das war für uns das Zeichen, daß der Löwenzahn echt war; es gibt auch unechten, der aber keine Blüte hat und daher leicht erkannt wird. Nun wurden so viele Pflanzen, möglichst kleine und zarte, ausgestochen, wie wir brauchen. Und stolz ging man mit dem gefüllten Korb nach Hause. Hier wurden die einzelnen Blättchen abgeputzt, sehr fein geschnitten, sauber gewaschen und 2-3 Stunden in Salzwasser gestellt, wodurch die Blätter die ihnen anhaftende Bitterkeit verlieren. Dann wurden einige gekochte Kartoffeln, die vielleicht vom Mittag übrig waren, fein zerdrückt; Essig, Öl, Pfeffer, Salz, nach Belieben auch ein wenig Zwiebel, wurden schön glatt miteinander verrührt und zuletzt die abgetropften und nochmal mit der Hand ausgedrückten Löwenzahnblätter hinzugefügt — und ein sehr gutschmeckender Salat war fertig. In vielen Gegenden kocht man die Löwenzahnblätter, auch die größten, etwa eine halbe Stunde in Salzwasser gar und richtet sie dann mit Speck oder anderem Fett zu einem wohlschmeckenden Gemüse an.

Daß frische Grünkohlspitzen ein herrliches Gemüse ergeben, ist wohl bekannt, und ich brauche darüber nichts weiter zu sagen. Aber ein anderes, weit weniger bekanntes Gemüse lieferten uns Kohlrübensprossen. Die im Herbst im Garten eingemieteten Kohlrüben beginnen im zeitigen Frühjahr schon zu treiben. Die Stengel und Blättchen sind gelb und außerordentlich zart. Wir ließen diese Rüben, die dann später an das Vieh verfüttert wurden, recht kräftig emporwachsen und belamen so einen Frühlingspinat, den wir dem gesäten, grünblättrigen bei weitem vorzogen, da er viel wohlschmeckender und zarter war. Das Gemüse wurde, nachdem es sauber gewaschen und weich gekocht war, genau wie anderer Spinat behandelt.

Ein Gemüse, das auch nichts kostete, aber etwas später kam, war der Wiesenfenchel, auch Spindel genannt. Er hat lanzettförmige Blätter, die etwas, aber ganz wenig wollig sind und eine graugrüne Färbung haben. Bei uns wuchs dieser Fenchel in großen Mengen in den Wiesen. Wir sammelten ganze Körbe voll, da er, wie Spinat, sehr einleckt, und bereiteten ihn zu wie den gewöhnlichen Spinat.

Wenn Ostern spät fiel, konnten wir schon zu Gründonnerstag, an welchem Tage jeder Haushalt auf dem Lande sein „Grünmoss“ haben muß, schon Spinat aus jungen Brennesseln kochen. Die zarten Blätter wurden, nachdem sie gut gewaschen und einige Male in Salzwasser gewaschen waren, schnell gar gekocht und wie Spinat zubereitet. Aber viel beliebter waren Sprossenfenchel von Wintergrünfenchel und die jungen Kohlrübensprossen. Sie waren gar nicht so weichlich, wie all der andere Spinat. Ihr Geschmack war etwas herb und würzig und erinnerte an die Frühlingsluft, die jetzt über die Höhe strich.

Sauerampfer, den es auch in großen Mengen gab, fand weniger Beifall, aber er wurde doch oft mit Löwenzahn oder Wiesenfenchel oder irgend einem anderen Spinat vermischt und gekocht, wodurch diese Gemüse ihre Färbheit verloren und der Sauerampfer bestimmlicher wurde. Welt verbreitet ist auch die Wegwarte oder gemeine Fichorie. Wir nannten sie Wegerich und bereiteten aus ihren jungen Blättern sowohl Salat als auch Gemüse. Aber auch zu Salat wurden die



Von dem ersten Schlag und Streich
Fällt ein großer Baum nicht gleich;
Was auf einmal nicht gelingt,
Zeit und Fleiß zuwege bringt.

H. Müller.

Blätter einen Augenblick mit heißem Wasser abgebrüht, ehe sie verwandt wurden. Sollten sie zu Gemüse angerichtet werden, müßten sie entsprechend länger kochen. Alle diese Gerichte sind bekömmlich und wohlknedend. Sie sind für die Hausfrau auf dem Lande und in der kleinen Stadt leicht erreichbar und haben den großen Vorzug, kein Geld, keine Mühe und Arbeit des Säens und Pflagens zu kosten. Es gibt natürlich noch viele andere Pflanzen, die in derselben Art aus- ... werden könnten, aber auch die vorstehenden Angaben ... vielleicht bereits geeignet, Abwechslung in das Einerlei des Küchenzettels zu bringen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Maeterlinck und die Kriegspropheten. Maurice Maeterlinck, der in den literarischen Kreisen Deutschlands einst so berühmte belgische Dichter, hat im Verlauf dieses Krieges erstaunliche Proben von Wandelbarkeit an den Tag gelegt. Vor dem Kriege ein Dichter visionärer Psychologien und ein intellektueller Anhänger des Deutschtums, wurde aus dem Träumer und Verehrer Deutschlands im August 1914 mit einem Schlag ein Realist knisterter Art und erbitterter sich jeden noch so gehässigen Mittels bedienender Feind alles dessen, was Deutsch heißt. Aber der Krieg währte lange, zu lange für die chauvinistisch aufgepulverten Energien Maeterlincks. In seiner Gesinnung bleibt er gehässig, antideutsch, aber in seinen Schriften trauert er wieder in Mystik und Visionen, in Erörterungen des zweiten Gesichtes, der Prophetie und der geheimnisvollen Mysterien unter. So beschäftigt sich der neueste, im „Daily Chronicle“ erscheinende Artikel Maeterlincks mit den Visionen und Prophezeiungen des Weltkrieges. An seine früheren Theorien anknüpfend, führt Maeterlinck aus, daß es für uns schwer zu begreifen ist, daß auch die Zukunft ein, wenn auch nur wenigen bewußtes Vorleben hat, daß es aber nicht überraschend ist, daß viele Leute von der Zukunft Kenntnis haben, bevor sie Wirklichkeit und damit Gegenwart wird. „Um so erstaunlicher wäre es“, fährt er fort, „daß die gewaltigste Katastrophe, die die Welt seit ihrem Bestehen betroffen hat, bei ihrem Herannahen sich nicht durch zahllose überfinstliche Zeichen kundgetan haben sollte, daß sie nicht ihren mystischen Schatten drohend vorausgeworfen haben sollte. So sollte man meinen, daß allenthalben Ahnungen und wertvolle Prophezeiungen auftauchen mußten. In Wirklichkeit aber war dem nicht so. Wir lebten ohne schälimme Vorausahnungen, während das Unheil Jahr für Jahr, Tag für Tag, ja Stunde für Stunde näher kam. Aber abgesehen von politischer und wirtschaftlicher Logik, die Eingeweichte manches im Voraus wissen ließ, finden wir fast nichts, das uns gewarnt hätte, fast nichts im Reiche des Übernatürlichen, das als echte Kriegsprophetie angesehen werden kann. Zwar wurden nicht weniger als 83 Kriegsprophetieungen festgestellt, aber unter diesen ist nur eine einzige, die Vision von Léon Sorel, ernsthafter Erörterung wert. Es gab Prophezeiungen in den verschiedensten Ländern. Am 24. Februar 1908 sandte der französische Pfarrer von Ato an den englischen Geistlichen Dom Grea einen Brief, in dem er prophezeite, daß infolge des Krieges 1870 ein zweiter Krieg mit Deutschland kommen müsse. Andere Prophezeiungen stammten von der Heilseherin „Frau von Theben“, von Dom Bosco, von einem polnischen Mönch namens Krzenicki, von Tolstoi, von den Brüdern Hermann sowie von einem gewissen „Bruder Johannes“, über den am 16. Sept. 1914 im „Figaro“ berichtet wurde. Aber sie alle sind ziemlich haltlos und uninteressant. Anders verhält es sich mit der „Sorel“-Prophezeiung, von den in den Hefen August, September und Oktober 1915 in den „Annales des Sciences Physiques“ berichtet wurde. Am 23. oder 24. Juli 1869 erging sich der Pariser Gelehrte Dr. Tardieu im Luxemburger Garten mit seinem Freund Léon Sorel, Lehrer der Naturphilosophie am Pariser Observatorium. Da hatte Sorel plötzlich eine Vision, in deren Verlauf er zahlreiche, ganz genaue Einzelheiten des Krieges 1870 voraussagte, so die Schlacht von Sedan, die Belagerung von Paris und vieles andere zum Teil auch privater Natur. Diese Voraussagen gingen in Erfüllung. Dr. Tardieu aber schrieb sämtliche Prophezeiungen und visionäre Ausprüche seines merkwürdigen Freundes Sorel auf, und man findet in dem Manuscript noch folgende, auf den jetzigen Weltkrieg bezugnehmende

Stelle: „O, mein Gott! Mein Vaterland ist verloren, Frankreich ist tot! ... Welches Unheil! ... Ah, sieh, es ist gerettet! Es breitet sich bis zum Rhein aus. O, Frankreich, mein geliebtes Land, du siegst, die ganze Erde blickt in Bewunderung zu dir empor!“ „Dies ist“, schließt Maeterlinck seine Betrachtung, „die einzige Kriegsprophetieung von einzigartigem Interesse.“ Es ist nicht schwer zu erkennen, warum der Deutschfeind Maeterlinck ausgerechnet diese Prophezeiung die einzige nennt, die „in den Gesilden, wo der leiseste Lichtschimmer seine eigene Bedeutung hat, ernsthaft zu nehmen ist.“ Der Satz: „Die ganze Welt blickt bewundernd zu Frankreich auf“, ist deutlich genug, um Maeterlinck und Genossen die Köpfe zu verdrehen. Warum aber werden die anderen Prophezeiungen einfach unbeachtet gelassen? Ganz einfach — weil sie zum großen Teil weniger franzosenfreundlich sind. Auch dieses Elaborat eines eifrig hochgeschätzten Dichters in einem ersten Londoner Blatt muß als Charakteristikum für die Verwirrung der Geister im Lager der Alliierten festgenagelt werden.

Ein Brief aus der Feste Douaumont. Eine Vorstellung von dem Leben der deutschen Besatzung in der Feste Douaumont gibt folgender an die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großhorst gerichteter Brief: „Feste Douaumont (Verdun), 7. 8. 1916. Sehr geehrter Herr! Die mit Sehnen erwartete „Schützengraben-Bücherei“ ist hier eingetroffen und jubelnd begrüßt worden. — Vor zehn Tagen eroberte unser Bataillon die Feste Douaumont und hat seit dieser Zeit die ehrenvolle Aufgabe, sie sich nicht wieder entziehen zu lassen. Fünf Geschütze des Bataillons haben da stets in den Kasematten zu hausen, wo nie Sonne und Mond hereinstrahlen. Entsetzliche Langeweile bemächtigte sich aller. Die Ankunft Ihrer Bücherei war also eine Erlösung. Die Leute kamen zu haufen und erboten sich Lesestoff. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, sitzen sie überall in Eden und auf Betten und auf Brettern und verschlingen die schönen geschenkten Bändchen. Sie bereiten mit diesem Geschehen große Freude. Seien Sie allen Kameraden und meines Dankes versichert. In aller Hochachtung ... Leutnant ... Armee-Korps ... Infant-Division.“

Die unbeliebten englischen Kriegsfilms. Die Engländer trollen von den offiziellen Filmen des britischen Heeres, die Bilder aus dem Felde bringen, nichts wissen. Darüber klagt ein Aufsatz der „Daily Mail“, und er findet diese Tatsache besonders bedauerlich, weil man auf einen großen Gewinn hoffte. Diese Einnahmequelle hat völlig versagt. Bis hier hat sich unter 50 englischen Lichtspieltheatern immer nur einer gefunden, das die Kriegsfilme vorführte. Die Filme der ersten Serie — die zweite beginnt erst jetzt zu erscheinen — wurden nur 75 Mal verkauft. Also nur 75 von den 4500 Kinos in Großbritannien glaubten ihrem Publikum die Geldentaten ihrer Landeskinder im Lichtbild vorführen zu dürfen. Wenn man bedenkt, daß die Aufnahmen des großen Fußballwettkampfes von 1914 200 Mal, die des diesjährigen Derby ebenso oft in der ersten Woche ihres Erscheinens verkauft wurden, so muß der Erfolg dieser Kriegsfilme wirklich als sehr bescheiden bezeichnet werden. Und noch schlechtere Erfahrungen machte man mit dem Vertrieb im Ausland. Die Kriegsbilder wurden nur viermal nach Kanada verkauft, wo es 3000 Kinos gibt, und einmal nach Amerika, wo „die deutschen Kriegsfilme einen Markt finden bei den 22 500 Lichtspieltheatern, die es in den Vereinigten Staaten gibt.“ Eine Umfrage bei den englischen Lichtspieltheaterbesitzern ergab die einmütige Feststellung, daß das Publikum überhaupt keine Filme sehen will, die mit dem Krieg irgendwie zusammenhängen, und verschiedene Frageliste sprachen sich dahin aus, daß diese offiziellen Kriegsfilme überhaupt nicht interessant seien. Am ehesten sieht man sich in englischen Kinos noch französische Kriegsfilme an.

Amerikanischer Humor. Deutschland zu germanisieren scheint ebenso schmerzhaft zu sein, wie einen Höl zu germanisieren (Charleston News and Courier). — Professor: „Welche drei Worte werden von den Studenten am häufigsten gebraucht?“ Student: „Ich weiß nicht.“ Professor: „Sehr richtig!“ (University of Michigan.) „Durch welche Kombination“, fragte der Professor der Chemie, „wird Gold am leichtesten frei?“ „Durch eine Heirat!“ erwiderte der Student, der sich soeben verlobt hatte. (Dallas News.) — „Was kosten diese Krügen?“ fragt ein Mann in einem Wäschegeschäft. „Zwei Stück 25 Cents.“ „Und was kostet einer?“ „15 Cents.“ „Dann geben Sie mir bitte den anderen.“ (Pulse Method.)